

Volks-Zeitung

Die Räumung muss kommen! — Gnadengesuche für die Moskauer Verurteilten — Mord im Walde



Die Stadt Berlin gibt den daheimgebliebenen Kindern Gelegenheit sich den ganzen Tag im Freien zu tummeln Weiß photo.



Ein Heine-Museum — Das Geburtshaus Heinrich Heines in Düsseldorf wird in ein Heine-Museum umgewandelt Photothek



Grosse Aufregung an der Brüsseler Börse über den Unfall des Finanziers Löwenstein Zellw.



Eine Frau gegen sieben kräftige Männer — Miss Whody, ein weiblicher Breitbart, tritt augenblicklich in Berlin auf Sennsch.

Der Ruf nach Rheinland-Räumung

Neue Stimmen für die Geste des Friedens: „Daily Chronicle“, Lord Robert Cecil, Gustave Hervé

LONDON, 7. Juli.
Der liberale „Daily Chronicle“ fordert heute die Alliierten auf, der neuen deutschen Regierung, in der Frage der Rheinland-räumung entgegenzukommen. Dies würde die Alliierten nichts kosten, für Deutschland und die Welt aber von grossem Nutzen sein. Im heutigen Deutschland herrsche eine durchaus verständliche Stimmung, die die Alliierten dadurch stärken sollten, dass sie den Deutschen auf halbem Wege entgegenkämen.

Welchen Eindruck dies auf Deutschland machen würde, könne man aus der Rede des Reichskanzlers Müller entnehmen, die beweise, wie schwerwiegend die ausserpolitischen Probleme auch noch heute für Deutschland seien. Deshalb fordert „Daily Chronicle“ unter Hinweis auf die augenblicklich in London tagende Konferenz der englischen Nie-wider-Krieg-Bewegung die Regierung auf, den Kellogg-Pakt so rasch wie möglich zu unterzeichnen.

Derselbe Ruf ergelt von Lord Cecil, der auf der Pazifistenkonferenz ausführte, er könne nicht begreifen, worauf die Regierung noch warte, um ihre Unterschrift unter den Friedenspakt zu setzen, und der auch im heutigen „Spectator“ auf das entschiedenste für den Kellogg-Pakt eintritt.

PARIS, 7. Juli. (W. T. B.)
Gustave Hervé, der vor dem Kriege radikaler Sozialist war und während des Krieges radikaler Nationalist wurde, tritt heute in der „Victoire“ wiederum für eine sofortige Räumung der Rheinlande ein und schreibt:

„Wenn in diesem Augenblick das republikanische Frankreich den Mut und die Klugheit besitzen würde, zugunsten des republikanischen Deutschland die grosse Vertrauensgeste zu machen, die einen ungeheuren Widerhall in ganz Deutschland finden und die moralische Stellung Frankreichs in der gesamten Welt vergrössern würde,

dann würde die politische Atmosphäre in Europa sofort gereinigt werden.

Man riskiert nichts, weder im Hinblick auf die Sicherheit, noch im Hinblick auf die Zahlungen, die man uns schuldet. Im Gegenteil, man vergrössert unsere Sicherheit und die Sicherheit unserer Zahlungen, indem man diese Geste der Befriedung und Entspannung unternimmt. Und Polen, an dessen Angelegenheiten wir ebenso denken, wie an unsere eigenen, wird auch hieraus Nutzen ziehen. Mit dem republikanischen Deutschland wird die

gute und heilsame Methode, die unfehlbare Methode der Politik der entgegengestreckten Hand sein.“

Die Kriegsschuldenregelung muss kommen!

LONDON, 7. Juli.
Die unabhängige Wochenzeitschrift „New Statesman“ schreibt: Heute sind die Gefahren eines wirtschaftlichen Zusammenbruchs in Deutschland wahrscheinlich nicht grösser als in England.

Aber es ist unsinnig, dass Deutschland zehn Jahre nach dem Kriege noch immer nicht weiss, wieviel es insgesamt schuldig ist.

Es würde ein grosser Fortschritt sein, wenn dieses Problem aus der Sphäre internationalen Streites sobald wie möglich entfernt werden könnte. Aber hierbei ist amerikanische Mitarbeit unerlässlich, und man muss hoffen, dass nach Beendigung des Wahlverfahrens der neue Präsident in der Lage sein wird, eine Konferenz für eine endgültige Regelung aller Kriegsschuldenfragen einzuberufen.

Demokratische Internationale Der Kongress in London

LONDON, 5. Juli. (Eigener Bericht.)
Es ist ein charakteristisches Zeichen für das Engeraneinanderdrücken der Völker, dass Internationalen heute bestehen, die es vor dem Kriege nicht gab. Nicht nur die Arbeiter, die Gewerkschafter, die Wissenschaftler und die Kriegsteilnehmer, die im Kampfe einander gegenüberstanden, reichen sich jetzt die Friedenshand zu gemeinsamer Arbeit für die Menschheit, — auch die grossen nicht-sozialistischen Faktoren des politischen internationalen Lebens rücken einander näher. Freilich die Internationale der Nationalisten existiert nur insofern, als sich die Vertreter des Chauvinismus überall unbewusst in die Hände arbeiten! Aber seit einigen Jahren haben sich die demokratischen Kräfte der europäischen Kulturländer zu gemeinsamem Gedankenaustausch gefunden. Nachdem die französischen Radikalsocialisten unter Herriot den Anfang gemacht, ist nunmehr auch die liberale Partei Englands der Internationalen demokratischen Union beigetreten, und Lloyd George hat die Delegationen der einzelnen Länder in diesem Jahre nach England geladen, um damit zum Ausdruck zu bringen, wie stark sich die englischen Liberalen den kontinentalen Demokraten geistig verbunden fühlen.

Heute Abend gab bereits der Führer der Liberalen im Oberhaus, Marquis Beauchamp, einen Empfang. Seine Gattin, Countess Beauchamp, hatte geladen, und es war ein gesellschaftlich glänzendes Bild, das sich den Gästen in dem prachtvollen Holkyn House bot. Die englische liberale Partei war wohl völlig vertreten.

Die Liste der Delegierten weist ferner Namen aus Belgien, Bulgarien, Dänemark, Finnland, Frankreich, Deutschland, Griechenland, Holland, Polen, Schweden und der Schweiz auf. Aus Deutschland sind u. a. erschienen Professor Bonn, Dr. Weinburg, Justizminister Koch-Weser, Dr. Peter Reinhold, Ernst Lemmer, Wilhelm Heile, mehrere preussische und zwei badische Landtagsabgeordnete, sowie der badische Kultusminister Leers und Oberbürgermeister Luppe (Nürnberg).

Zum Rapport bestellt

Wilhelm behandelte Richter und Abgeordnete wie Unteroffiziere

Obwohl im heutigen Staat den Beamten die politische Meinungsfreiheit grundsätzlich eingeräumt ist, die nur an den Pflichten des Beamten dem Staate gegenüber eine natürliche und selbstverständliche Grenze findet, wird von der monarchistischen Reaktion immer wieder versucht, die Beamten gegen den freiheligen Gegenwartsstaat aufzuheben. Die Lobredner der „guten alten Zeit“ übersehen, dass es eine politische Ueberzeugungsfreiheit für die Beamten im kaiserlichen Deutschland überhaupt nicht gab. Einen sehr bezeichnenden Beweis dafür liefert ein vom „Vorwärts“ heute wiedergegebenes Schreiben Wilhelms II. an den damaligen Justizminister Beseler, in dem der Zentrumsführer Spahn zum Rapport bestellt wird, weil er es gewagt hatte, als Zentrumsabgeordneter namens seiner Fraktion eine 5-Millionen-Forderung zum Bau einer Bahn in Südwestafrika, die für die Kriegführung gegen die Hereros als „dringend“ bezeichnet wurde, abzulehnen. Wilhelm glaubte zu seinem Befehl an den Abgeordneten Spahn deshalb ein Recht zu haben, weil Spahn Oberlandesgerichtsrat war! In dem Schreiben an Beseler heisst es:

„Das Benehmen Spahns gegenüber der Armee, die er durch seine unerhörten Reden tief verletzt hat, veranlasst mich, Sie zu beauftragen, den p. Spahn zum Rapport zu bestellen. Sie haben ihm klar zu machen, dass er ein königlich preussischer Beamter ist, und als solcher nicht die Befugnis hat, irgendwelche beleidigenden Aeusserungen über die Armee zu machen, besonders nicht über solche Truppenteile, die sich im Kriegszustand vor dem Feinde befinden. Solche Aeusserungen treffen zugleich seinen König als obersten Kriegsherrn mit. Falls der p. Spahn sich damit herauszureden suchen sollte, dass er nicht nur Beamter, sondern auch Parlamentarier und zugleich Führer der grössten Partei des Reichstags sei, so haben Sie ihm klar zu machen, dass es besser ist, sich künftighin nur seiner Partei an-

Wenn ein Aktenschrank zusammenbricht

Der Briefwechsel Lassalles mit Bismarck aufgefunden
Soziale Frage und allgemeines Wahlrecht

Die Treppenwitz der Weltgeschichte nehmen kein Ende. Seit 50 Jahren suchen die Geschichtsschreiber unserer neuesten Zeit den Briefwechsel, den der Sozialistenführer Lassalle in der sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts mit dem Fürsten von Bismarck führte, und fanden ihn nicht. Da brach vor einigen Monaten im preussischen Staatsministerium ein uralter Aktenschrank aus Altersschwäche zusammen, vergilbte Aktenbestände lagen auf dem Boden herum und unter ihnen befand sich der längst verschollen geglaubte Briefwechsel zwischen Bismarck und Lassalle.

Man wusste längst, dass Lassalles Schwiegerson, von Türk, nach dem Tode des Sozialistenführers die Originale Bismarck zurückgab. Dieser legte sie sorgsam in eine Mappe und liess sie in einem Geheimschrank des Staatsministeriums niederlegen. Hier ruhten sie, bis der Schrank, seiner Last müde, zusammenbrach.

Aus dem Briefwechsel ergibt sich, dass die Anregung zu den Aussprachen und zu dem Briefwechsel von dem damaligen preussischen Ministerpräsidenten von Bismarck ausging.

Der erste Brief Bismarcks soll wegen seiner parteigeschichtlichen Bedeutung im Wortlaut hier wiedergegeben werden:

„Berlin, 11. Mai 1863.
Euer Wohlgebornen beschriebliche ich ergeben, dass es mit Rücksicht auf die über die Verhältnisse der arbeitenden Klassen schwebenden Beratungen in der (meiner) Absicht liegt, die gutlichen Aeusserungen unabhängiger Männer, die sich mit dieser Frage beschäftigt haben, zu hören. Aus diesem Grunde würde es mir erwünscht sein, wenn Euer Wohlgebornen mir Ihre Ansichten über den Gegenstand mitteilen wollten.“

Die erste Begegnung zwischen dem Ministerpräsidenten und dem Sozialistenführer fand am 12./oder 13. Mai des Jahres 1863 statt. Lassalle entwickelte wunschgemäß sein soziales Pro-

widen, wenn er in Lagen, wie der gegenwärtigen, wo er zwischen dem Beamten des Königs von Preussen und dem Führer des Zentrums zu wählen hat, stets für letzteres optiert. Seiner Lust zu Invektiven braucht er dann keine Zügel mehr anzulegen. Sollte er aber Wert auf seine Beamtenstellung legen, so müsse er seine Zunge demgemäss im Zaume halten.“
Das heisst mit anderen Worten: Wenn der beamtete Abgeordnete nicht so stimmt, wie es Wilhelm genehm ist, so fliegt er aus dem Amt. Richterliche Unabhängigkeit und Beamtenrechte waren Vokabeln, die es in Wilhelms Sprachschatz nicht gab.

Dankend abgelehnt. Wie aus Lüneburg verlautet, hat der dortige Regierungspräsident Lüdemann, der als Hauptanwärter für die zurzeit vakante Stelle des Oberpräsidenten von Niederschlesien in Aussicht genommen war, gebeten, von seiner Ernennung zum Oberpräsidenten abzusehen und ihn auf seinem jetzigen Posten zu belassen.
Was sind wir beruhigt. Wie eine Wiener Korrespondenz von massgebender Seite erfährt, beruht die in der Presse verbreitete Mitteilung, dass Prinz von und zu Liechtenstein auf die Thronfolge im Fürstentum Liechtenstein verzichtet hat, nicht auf Wahrheit.

Schnelldienst

Reichsaussenminister Dr. Stresemann hat als persönlichen Beitrag für die Völk-Kart-Expedition zur Auffindung des Flugzeuges „Latham“ dem Hilfskomitee der norwegischen Zeitungen 1000 Kronen gespendet.
Der deutsche Gesandte in Warschau, Rauscher, ist in Berlin eingetroffen, um mit dem Auswärtigen Amt und den beteiligten Ministerien die Voraussetzungen für die Fortsetzung der deutsch-polnischen Verhandlungen zu prüfen.
Die Vertreter der Angestellten-schaft in der Deutschen Nationalen Partei Bayers in München erhoben Protest gegen den beantragten Anschluss Lamachus aus der

Gnadengesuch für die fünf „Minderwertigen“

MOSKAU, 6. Juli. (W. T. B.)
Die Verteidiger der im Schachtz-Prozess zum Tode verurteilten Ingenieure, Gorletski, Jussewitsch, Bojarinow, Budny und Kreschshenowski haben beim Zentralrevolutionskomitee für die Verurteilten ein Gnadengesuch eingereicht.

Das kommt davon!

DORTMUND, 7. Juli.
Die sozialdemokratische Fraktion hat an den Oberbürgermeister ein Schreiben gerichtet, in dem sie gegen die Anordnungen der Schulverwaltung und gegen die offiziellen Empfangsfeierlichkeiten für die Ozeanflieger, die von der Stadtverwaltung vorbereitet sind, Einspruch erhebt, nachdem bekannt geworden ist, dass die Ozeanflieger einen Besuch im Haus Doorn abgestattet haben und rechtstehende Verbände wie Stahlheim usw. die Empfangsfeierlichkeiten zu republikanischer Propaganda ausnutzen.

Noch ein Befreier verurteilt

LEIPZIG, 7. Juli. (W. T. B.)
Im Prozess gegen Georg Semmelmann aus München wegen der Befreiung des kommunistischen Schriftstellers Braun, der von dem Prozess gegen die übrigen Kommunisten abgetrennt worden war, wurde vom vierten Strafsenat des Reichsgerichts heute mittag folgendes Urteil gefällt: Der Angeklagte wird wegen Vergehens gegen das Republikenschutzgesetz, wegen Vorbereitung zum Hochverrat, Urkundenfälschung, Betrug und einigler anderer Vergehen zu insgesamt 2 1/2 Jahren Gefängnis verurteilt. Acht Monate gelten durch die Untersuchungshaft als verbüsst.

Der Kampf der Frauen

ROMAN VON ERNST KLEIN

Da. Fortsetzung (Nachdruck verboten)

Madame Leonie schien durch diese Antwort peinlich ergriffen. „Ja, kann man denn eine Zeit so genau feststellen?“ fragte sie und beugte sich weit vor.

„Auf die Minute kann man sie nicht bestimmen, aber eine gewisse Erfahrung hat man doch schon. Und ein alter Polizeiarzt trifft oft bis auf die Viertelstunde das Richtige.“

„Ich kann es nicht glauben“, flüsterte die schöne Frau. „Es ist — nehmen Sie mir es nicht übel, mein Herr, es ist geradezu grotesk, von Walter Neubert das annehmen zu wollen. Da können Sie mir Zeiten vorrechnen, soviel und solange Sie wollen. Gewiss, ich gebe zu, er kann in der Zeit von hier gut zu der Villa seines Onkels gekommen sein —“

Jetzt konnte Marianne Neubert sich nicht mehr halten. Aber sie war eine würdige Gegnerin. Sie blickte die andere voll Dankbarkeit und freudiger Überraschung an. „Ich weiss gar nicht“, rief sie, „wie ich Ihnen meinen Dank ausdrücken soll, Frau Gräfin! Ich hoffe, es gelingt Ihnen, was mir bis jetzt nicht gelungen ist — den Herrn Oberpolizeiarzt von der Unschuld meines Mannes zu überzeugen. Es ist ja wirklich absurd! Vielleicht glaubt man Ihnen mehr!“

„Ich will alles tun, meine liebe, kleine Freundin —“

Mit ausgestreckten Händen gliitt Marianne auf die andere zu: „Ich muss jetzt gehen; ich bin so müde und abgespannt, dass ich mich kaum aufrechten kann. Aber nochmals, gütliche Frau — ich danke Ihnen aus vollem Herzen, dafür, dass Sie mich empfangen haben, und noch mehr dafür, dass Sie so treu zu meinem Manne halten.“

Sie standen einander gegenüber. Zu ihrer stolzen Höhe aufgerichtet Leonie, zierlich, grazil vor ihr, Marianne. Sie lächelten einander zu. Drückten sich die Hände —

Rosner wusste nicht recht, wie er sich verhalten sollte. Am liebsten wäre er gleichfalls

aufgestanden und hätte Marianne seine Begleitung angeboten. Aber ein Wink Leonies hielt ihn zurück. Was kann sie mir sagen wollen? fragte er sich erstaunt, als er in dem kleinen Raum allein blieb, da die Hausfrau es sich nicht nehmen liess, Frau Neubert selbst hinunter zu begleiten.

Sie kam zurück. Sie war von dem Abschied gerührt. Sie gab sich keine Mühe, ihre Erregung zu verbergen. „Mein Gott, die arme Frau! Sie tut mir so leid — ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie leid, lieber Freund!“

Rosner begnügte sich, dem Sympathieausbruch durch emphatisches Blicken zuzustimmen. Er wartete auf das, was da kommen musste. Die Frau wollte ihn augenscheinlich spannen, reizen — auch das gehörte mit zu ihrem Spiel. Zum Teufel aber, was für ein Spiel?

„Ja“, begann sie, nachdem sie sich wieder in ihren Sessel zurückgelehnt und einen Schluck Champagner genommen hatte, „es ist wirklich furchtbar! Sagen Sie, Herr Oberpolizeiarzt, ist die ganze Juwelenammlung verschwunden?“

„Allerdings. Nicht einmal die Schatulle, in der sie aufbewahrt war, hat der Mörder zurückgelassen. Ein Mann, der ganze Arbeit tut.“

„Die Sammlung soll sehr wertvoll gewesen sein?“

„Wie ich höre, ja. Doktor Neubert, der Bruder des Walter, meinte, zwei Millionen seien für sie keine zu geringe Schätzung.“

„Sapristi! Zwei Millionen! Ja —“

Die langen, seidenen Wimpern legten sich über die Augen. Leonie schien in Nachdenken zu versinken. Schien über irgend etwas mit sich zu kämpfen.

Rosner wartete.

„Lieber Freund“, hob sie nach langer Pause an, indem sie sich mit einem energischen Ruck aufsetzte, „ich habe Sie zurückgehalten, um Ihren Rat zu hören. Ich schicke voraus, dass niemand das schreckliche Schicksal Walter Neuberts mehr bedauern kann als ich. Ich habe diesen Mann

einmal geliebt, und es ist — die Wunde — — mais on n'est pas. Sie werden mir also glauben, dass ich mit meinem ganzen Herzen nichts anderes ersehne, als dass er so schnell wie möglich von dem furchtbaren Verdachte gereinigt wird. Glauben Sie mir das?“

Sie lehnte sich zu ihm, legte, wie in der Erregung ihr selbst unbewusst, die Hand aufs Knie. Die Schleier hoben sich über ihren Augen, und aus unergründlicher Tiefe heraus suchte ihn ihr Blick —

„Ich glaube Ihnen, Frau Gräfin!“ Die Temperatur der Unterhaltung stieg.

„Ich weiss nämlich nicht, ob ich ganz offen sprechen soll oder nicht. Man ist doch nicht verpflichtet, alles das zu sagen, was — von dem man Kenntnis hat, nicht wahr?“

„Man ist dazu verpflichtet, Frau Gräfin. Besonders in einem Falle, in dem es um Leben und Tod geht!“

„Ja?“ Sie haben recht — je vous assure, je suis desolé — — lassen Sie mir Zeit — nur einen Moment!“

Dann wieder der Ruck der Entschlossenheit. Wieder der Blick, der den Mann gegenüber zu bannen und zu halten suchte. „Walter Neubert hat hier in meinem Hause gespielt. Hoch gespielt und in der letzten Zeit leider Gottes nicht immer glücklich. Ich sah mich sogar gezwungen, ihm vor vierzehn Tagen eine grössere Summe vorzulegen — fünfzigtausend Schillinge. Ich hätte gewiss gewartet, ihn nicht gekannt, aber ich selbst habe in der letzten Woche einige grössere Verluste erlitten. Ich war gezwungen, ihn zu bitten, mir die Summe mit tüchtigster Beschleunigung zurückzuerstatten. Er kam nun gestern und brachte mir —“

Sie zauderte. Kämpfte abermals mit sich. Erst nach geraumer Zeit fuhr sie fort: „Er kam gestern und bezahlte. Und zwar brachte er mir fünf grosse, ungefasste Brillanten.“

Diese Erklärung hörte sich an wie das Todesurteil Walter Neuberts. Rosner war auch so

überrascht, dass er zunächst gar nichts zu sagen wusste.

„Ich werde Ihnen die Steine zeigen.“ Sie erhob sich und verliess für einige Augenblicke das Zimmer. Als sie zurückkehrte, hielt sie ihm fünf Steine hin, von denen jeder mindestens fünf, sechs Karat gross war. Rosner war kein erfahrener Juwelenkennner, er sah jedoch auf den ersten Blick, dass er da ein kleines Vermögen in der Hand hielt.

„Ich werde sie mit Ihrer Erlaubnis für einige Zeit an mich nehmen“, sagte er, wickelte die Brillanten in ein Blatt seines Notizblocks und verwahrte sie in seinem Portefeuille. „Ich bin Ihnen mehr als dankbar für diese Aussage, Frau Gräfin.“ Fuhr er dann fort, „denn sie dient tatsächlich zur Entlastung Neuberts. Da er bei Ihnen war und Ihnen die Steine übergab, bevor die Tat geschah, bekommt die Anklage gegen ihn ein ganz anderes Gesicht.“

Sie antwortete nicht gleich. Wieder legten sich die langen Lider über ihre Augen — Rosner wartete. Er wusste, dass der Hauptschlag erst jetzt kam.

„Ich muss die ganze Wahrheit sagen“, flüsterte sie. „Es nützt doch nicht, zu lägen — von allen Dingen nützt es nichts meinem armen Walter. Es ist richtig, er war um ein bei mir. Zum ersten Male — aber er kam wieder. Um halb vier Uhr, und da erst gab es mir die Steine.“

XXII.

Robert Neubert schweigt.

Der Morgen kroch über die stillen Gärten Heitzings herauf. Im Schreibzimmer des Geheimrats brannten bleich und fahl in der Dämmerung die elektrischen Lampen und mit müden, schmerzenden Augen öffneten Rosner und Robert Neubert das letzte der Aktenbände, die in dem alten Sicherheitschranke aufgestapelt gewesen waren. (Fortsetzung folgt.)

Jugendwinkeln

Charlie im Hotel

Als der Mann mit den ausgetretenen, rissigen Schuhen, dem steifen, kleinen Hut und dem Rohrstock, der Mann mit dem kleinen, schwarzen Schnurrbart — Ihr wisst sofort, dass Chaplin gemeint ist — noch nicht bekannt war, lange Zeit, bevor er seinen Artist, trat in Varietés und in Zirkussen als Clown oder Akrobat auf, oft war er auch nur Stallburche.

Gücklich war Chaplin über ein Engagement nach Chicago, er sollte in einem grossen Variété auftreten. Er kam nachts in Chicago an, ging in das Hotel, in dem der Direktor des Variétés für ihn ein Zimmer bestellt hatte. Bescheiden vorbeugte sich Chaplin vor dem Portier des Riesenhotels (das fünfte Stockwerk hat). Der Portier musterte Charlie von oben bis unten: „Zimmer Nummer 971!“ Der Portier übergab Chaplin den Zimmerschlüssel.

Eine weite, weite Reise hatte Charlie hinter sich; er war zum Umfallen



müde, hatte einen ganz entsetzlichen Hunger und kein Geld. „Gepäck, mein Herr?“ fragte ein Boy. Charlie lachte, nahm dem Burschen die rote Mütze vom Kopf und liess sie auf der Spitze seines Stockes tanzen. Der Liftboy lachte: „Sie haben kein Gepäck? Welche Zimmernummer?“ — „Zimmer 971.“

Der Liftboy war auch schon etwas müde, irrte sich und setzte Charlie statt im zehnten im siebenten Stockwerk ab. Nun begann Charlie sein Zimmer zu suchen. An vielen, vielen Zimmern ging er vorüber; verzweifelt zählte er: 520, 521, 522, 523 bis 643. Charlie bekam Furcht. Ein Seitengang — Charlie ging nochmals an vielen, vielen

Zimmern vorüber, und plötzlich stand er wieder vor dem Zimmer Nummer 521: „Mein Gott! Hier bin ich ja schon gewesen!“

Er fühlte sich allein und verlassen in dem grossen Hotel mit den vielen Zimmern, der arme Charlie. Er starrte die Schuhe an, die vor den Türen standen; er konnte sich kaum mehr weiterschleppen, so müde war er; er ging und ging, bis sich der Gang mit

Fern von Schul- und andern Sorgen, Braucht man nicht mehr fleissig sein, Heute — morgen — übermorgen, Wochen schulleist — das ist fein, Wochenlang ist nichts zu tun, Ausser richtig auszuruhen. Los geht's auf Entdeckungsfahrten, Ferdinand und Oskar ziehn Ueber Strasse, Platz, durch Garten, Kurz gesagt, quer durch Berlin, Denn Berlin ist ja so gross, Und man kennt die Hälfte bloss. Sie durchpilgern weite Strecken, Um sich alles anzusehen, Zu erleben, zu entdecken — Da ein Bums, was ist geschehn? Alle rennen, was ist los? Etwas ein Zusammenstoss? Die Garage — ach — ist weit. Ferdinand hat, nur aus Spass, Einen Knallfrosch angezündet, Und ein Pferd, das grade frass, Hat vor Schreck sich hingesetzt, Auf zwei Beinen hockt es jetzt. Staunend stehen nun die Leute

den vielen hundert Türen um ihn drehte. Ermattet sagte er: „Das geht nicht so weiter! Wozu eigentlich ein Zimmer? Der Teppich ist ja hier so schön weich, fast so weich wie ein Bett.“ — Und Chaplin zog seine Schuhe aus, stellte sie vor eine Tür neben ein Paar Frauenschuhe, wickelte sich in den Teppich und schlief, mit dem Zimmerschlüssel Nummer 971 in der Hand, erschöpft ein.

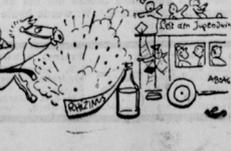


den vielen hundert Türen um ihn drehte. Ermattet sagte er: „Das geht nicht so weiter! Wozu eigentlich ein Zimmer? Der Teppich ist ja hier so schön weich, fast so weich wie ein Bett.“ — Und Chaplin zog seine Schuhe aus, stellte sie vor eine Tür neben ein Paar Frauenschuhe, wickelte sich in den Teppich und schlief, mit dem Zimmerschlüssel Nummer 971 in der Hand, erschöpft ein.

den vielen hundert Türen um ihn drehte. Ermattet sagte er: „Das geht nicht so weiter! Wozu eigentlich ein Zimmer? Der Teppich ist ja hier so schön weich, fast so weich wie ein Bett.“ — Und Chaplin zog seine Schuhe aus, stellte sie vor eine Tür neben ein Paar Frauenschuhe, wickelte sich in den Teppich und schlief, mit dem Zimmerschlüssel Nummer 971 in der Hand, erschöpft ein.

den vielen hundert Türen um ihn drehte. Ermattet sagte er: „Das geht nicht so weiter! Wozu eigentlich ein Zimmer? Der Teppich ist ja hier so schön weich, fast so weich wie ein Bett.“ — Und Chaplin zog seine Schuhe aus, stellte sie vor eine Tür neben ein Paar Frauenschuhe, wickelte sich in den Teppich und schlief, mit dem Zimmerschlüssel Nummer 971 in der Hand, erschöpft ein.

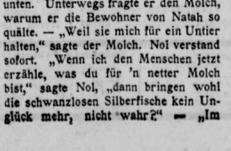
den vielen hundert Türen um ihn drehte. Ermattet sagte er: „Das geht nicht so weiter! Wozu eigentlich ein Zimmer? Der Teppich ist ja hier so schön weich, fast so weich wie ein Bett.“ — Und Chaplin zog seine Schuhe aus, stellte sie vor eine Tür neben ein Paar Frauenschuhe, wickelte sich in den Teppich und schlief, mit dem Zimmerschlüssel Nummer 971 in der Hand, erschöpft ein.



Der Molch von Natch

Der grüngoldene Molch lebte im grünen See von Natch und ernährte sich von den Schwämmen der Silberfische. Die Bewohner von Natch fischten die Silberfische mit ihren Netzen, aber jedesmal, wenn sie einen Silberfisch ohne Schwanz fingen, beteten sie zu ihrem Gott, er möge sie vor Unglück bewahren; denn sie glaubten, dass alles, was der grüngoldene Molch berührt hat, verderblich für die Menschen wäre. Vergass einer das Gebet, so starb ihm bestimmt bald eine Kuh oder ein Schwein. Deshalb tauchten immer wieder beharte Männer in den See, um den Molch zu fangen und zu töten; aber alle kehrten unverrichteter Sache um. Viele fanden ihn gar nicht, wer ihn aber gesehen hatte, wurde blind; denn schon sein Anblick brachte Unglück.

Eine Tages machte sich der junge Fischer Nol bereit, den Molch zu töten. Früh am Morgen sprang er in den See, erblickte den Molch sofort, und ergriff ihn zu drei langen Stössen auf ihn zu, ohne sich von dem Erblinden zu fürchten. Der Molch war erstaunt über diese Kühnheit, die noch keiner gewagt hatte, und reichte Nol eine Flosse zum Gruss. Nol verstand, dass er jetzt verhandeln musste. Gleichzeitig sah er an seinem Auge den silbernen Punkt, das Zeichen des ewigen Lebens. Töten konnte er ihn also nicht. Er gab ihm die Hand und wünschte ihm ein langes Leben. „Nol“, sagte der Molch, „du hast Mut und Witz, und die lässt sich reden. Komm in meine Höhle auf dem Grunde, dort will ich dir sagen, wie der Zauber der schwanzlosen Silberfische gelöst wird.“ — „Gut“, antwortete Nol, „ein Molch, ein Wort“, und schwamm mit ihm nach unten. Unterwegs fragte er den Molch, warum er die Bewohner von Natch so qualte. — „Weil sie mich für ein Untier haben“, sagte der Molch. Nol verstand sofort. „Wenn ich den Menschen jetzt erzähle, was du für'n netter Molch bist“, sagte Nol, „dann bringen wohl die schwanzlosen Silberfische kein Unglück mehr, nicht wahr?“ — „Ja



Gegenteil, sie bringen sogar Glück. Aber keiner verdient es ausser dir. Nur du wirst von nun an schwanzlose Silberfische fangen, und wenn du mit dieser Schuppe von meinem Leibe über jeden einmal hinstrichst, so springt ein Goldstück heraus.“ Nol nahm die Schuppe, sagte: „Danke, wird gemacht!“ und schwamm nach oben.

Wie der Molch gesagt hat, geschah es. Keiner ausser Nol fing je wieder einen schwanzlosen Silberfisch; alle änderten ihre schlechte Meinung über den Molch, und wenn einmal eine Kuh oder ein Schwein starb, so schob niemand mehr die Schuld auf den Molch. Nol wurde reich und mächtig.

Paul Pingpong pakt

Paul Pingpong will per Eisenbahn, Da jetzt die grossen Ferien nah'n, Hin aus aufs Land, um dort zu ruhn — Doch vorher gib's noch viel zu tun, Drum muss er erst mal Koffer packen Und Hemden, Hosen, Stiefel, Jacken Hinein in seinen Koffer legen. Der Koffer jedoch ist dagegen,



Zuviel tut Pingpong in ihn rein, Der Raum ist dafür viel zu klein, Paul wirft zwei Decken über Bord, Auch noch drei Hüte müssen fort, Es folgen Krissen, Westen, Schuh', Der Koffer, der geht noch nicht zu. Paul Pingpong springt, hops, mit Geschnau Auf seinen Kofferdeckel drauf, So will den Koffer er besiegen — Ruck — Zuck, ein Krach, die Kleider fliegen,

Der schöne Koffer ist geplänzt, Pauls ganze Reise ist verrast. Nun bleibt er tief betrübt zu Haus Und packt den Koffer wieder aus.

Rätsellösung
Verstümmelt: Herde, Herd.